

Nr. 228. Bromberg, den 6. Oktober 1929.

Das Haus am Mondfels

Roman von Arthur J. Rees.

(7. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Er sah sie plötzlich forschend an. „Wen verdächtigst du?"

„Ich hatte vom ersten Augenblick an einen Abscheu vor Roberts entsetzlichem Diener", sagte Frau Pendleton fest.

Diese weibliche Ideenkonstruktion war zu rasch, als daß Austin ihr hätte folgen können.

„Was hat das mit unserem Gespräch zu tun?" fragte er.

„Als wir gestern abend ankamen, war es Thalassa, der uns einließ, in Hut und Mantel, zum Ausgehen bereit. Seine Art war so seltsam verworren — ich beobachtete ihn fortwährend — und ich glaube bestimmt, daß etwas ihn drückte. Ich bin völlig überzeugt, daß er es war, der gestern nachmittag an der Tür lauschte. Und er hat ein böses, verschlagenes Gesicht!"

„Guter Gott!" rief Austin Turold, als er völlig den Sinn von seiner Schwester Reden erfaßte. „Willst du sagen, daß du meinst, der Unglückliche habe Robert ermordet, bloß weil sein Gesicht dir nicht gefällt? Meine liebe Constance, du kannst so schwere Beschuldigungen nicht aus der Luft greifen!"

„Ich beschuldige Talassa nicht des Mordes", sagte Frau Pendleton mit edelmütiger Gebärde. „Und ich habe mehr gegen ihn, als nur den Abscheu gegen sein Gesicht. Er lugte am Nachmittag durch die Türspalte —"

„Das glaubst nur du" unterbrach sie der Bruder.

„Ich weiß bestimmt, daß er es war. Es machte auch einen seltsamen Eindruck, als er uns in Hut und Mantel die Tür öffnete. Er sagte zu Dr. Ravenshaw, er habe ihn eben aus dem Kirchdorf holen wollen."

„Das erinnert mich daran, daß ich noch nicht weiß, was dich gestern abend nach Flint House führte, Constance", sagte ihr Bruder und sah sie fest an. „Warum kamst du zu später Stunde, und warum begleitete dich Dr. Ravenshaw?"

Frau Pendleton sagte es ihm. Kalt hörte er zu. „Ehe du mit Ravenshaw sprachst, hättest du wohl mich befragen können", sagte er.

„Ich tat es nicht, weil ich fürchtete, du würdest Schwierigkeiten machen", gab sie aufrichtig zurück.

„Das hätte ich bestimmt getan. Durch Roberts Tod mag wohl die ganze Sachlage geändert sein. Sagtest du es Sisily?"

„Ja. Sie blieb fast gleichgültig. Sie ist das eigentümlichste Geschöpf, doch seit dem gestrigen Abend ist sie mir ein heiliges Gut — Roberts Vermächtnis."

„Ich glaube ,es wird am besten sein, wenn du dich ihrer annimmst", sagte Austin zerstreut. „Ich erwarte, daß in Roberts Testament für sie gesorgt sein wird. Ich fand es gestern abend in dem alten Uhrkasten und übergab es dem Ortsnotar zur Aufbewahrung. Das nur nebenbei, Constance. Ich kam heute morgen her, um dich zu bitten, diese gräßliche Geschichte auf sich beruhen zu lassen. Ich zweifle nicht im geringsten daran, daß unser unglücklicher Bruder Selbstmord beging — alle Einzelheiten sprechen deutlich dafür!"

„Dazu ist es zu spät", sagte Frau Pendleton entschlossen. „Ich war bereits bei der Polizei. Ein Detektiv von Scotland Yard ist schon unterwegs."

„Hättest du mir dies früher gesagt, so hättest du mir Zeit erspart", sagte Austin und erhob sich in kaltem Grimm. „Nach meiner Ansicht war deine Handlungsweise sehr töricht. Jetzt ist es allerdings zu spät. Nein, bemühe dich nicht. Ich finde den Weg allein."

Austin Turold verließ das Hotel und ging die holprige Straße hinab in das Innere der Stadt. Als er sich dem Ende der Straße näherte, fiel ihm ein wehendes Frauengewand ins Auge. Die Trägerin dieses Kleides war seine Nichte Sisily. Sie schritt rasch dahin. An einer Wegbiegung verschwand sie in der Richtung nach Morrab Gardens.

Ihr Auftauchen an dieser entlegenen Stelle war unerwartet, doch im Augenblick dachte Austin Turold nicht weiter darüber nach. Er mietete einen Wagen, und dieser brachte ihn bis vor sein Wohnhaus in St. Fair. Als er das Zimmer betrat, saß Chorles Turold an dem für zwei Personen gedeckten Tisch und blätterte in einem Buche. Er sah erwartungsvoll auf:

„In Ordnung?"

„Nein", war die lakonische Antwort, „meine reizende Schwester hat Scotland Yard zu Hilfe gerufen. Du mußt nun bleiben. Wir werden den Brei auszulöffeln haben."

Sein Sohn empfing die Kunde mit blassem Gesicht.

„Ich sah Sisily in Penzance, nächst dem Park", fuhr Austin fort.

„Wo ging sie hin?" fragte Charles, der rot geworden war.

„Das weiß ich wirklich nicht. Du müßtest um ihre Wege besser Bescheid wissen als ich", war die ironische Antwort. „Meinst du, ich sei die ganze Zeit über für deine Torheit blind gewesen? Wer in Cornwalls Sümpfen mit einem jungen Mädchen flirtet, muß damit rechnen, beobachtet zu werden. Im Grunde genommen nannte ich deine Eingebung eine kluge, bis ich hörte, wie es um Sisilys Geburt bestellt war."

„Ich sage dir, daß ich solche Reden nicht dulde", rief Charles und sprang vom Tische auf.

„So?" sagte der Vater und maß den Sohn mit kaltem Blick. „Sei kein Narr. Setze dich, essen wir etwas, und nachher wollen wir besprechen, was hier getan werden kann."

12. Kapitel.

Mit leicht ungläubiger Miene vermittelte Inspektor Dawfield seinem Londoner Kollegen seine Wissenschaft um die Einzelheiten des Falles, teils nach den Angaben von Frau Pendleton, teils nach Sergeant Pengowans Bericht.

Detektiv Barrant hörte aufmerksam, mit selbstgefälliger Miene zu. Er war Londoner, sicher in seinem Auftreten, und er hatte die Überzeugung, daß seine Intelligenz jeder Anforderung gewachsen sei. Er hatte einen weiteren Gesichtskreis auch mehr Schlauheit als Detektive durchschnitt-

lich haben, und er empfand bereits ein reges Interesse für den Fall, zu dessen Untersuchung er berufen worden war.

Als der Inspektor seinen Bericht geendet hatte, durchlas der Detektiv nochmals sorgsam das Protokoll des Polizeisergeanten.

„Der Mann hier nimmt Selbstmord als erwiesen an", sagte er. „Aber die Angaben der Schwester bedürfen sicher näherer Untersuchung. Wie weit von hier entfernt liegt der Tatort?"

„Flint House? Etwa fünf Meilen Fahrt durch Sumpfland. Ich mietete ein Automobil für Sie. Am Ort selbst wurde nichts verändert. Sobald ich von Ihrem Kommen erfuhr, telephonierte ich an Pengowan und veranlaßte, daß alles im gleichen Stand belassen werde."

Barrant nickte beifällig. „Gehen wir", sagte er.

Der Wagen wartete draußen. Sie fuhren durch Sumpf und Moor auf St. Fair zu, und bald darauf wies Dawfield seinem Gefährten Flint House.

„Einsam und öde", bemerkte Barrant, „wie geschaffen für ein geheimnisvolles Verbrechen."

Schweigend fuhren sie weiter, bis sie das Kirchdorf erreichten. Inspektor Dawfield lenkte den Wagen zu der Behausung Pengowans, der sie an seiner Gartentür erwartete — ein zottiger Landpolizist mit durchdringenden, graublauen Augen und rötlichen Bartkoteletts.

Inspektor Dawfield sagte ihm guten Tag und fügte hinzu, daß sein Gefährte Detektiv Barrant von Scotland Yard sei. Pengowan grüßte Barrant mit allem Respekt, den er dem Namen Scotland Yard zu schulden glaubte, und nahm den bescheidenen Rücksitz im Wagen ein.

Sie fuhren weiter, und nach wenigen Minuten hielt der Wagen an den schwarzen Klippen, die jäh zum Meeresspiegel abfielen.

Einsam ragte Flint House. Ein verhutzeltes Weiblein öffnete die Tür und starrte sie in stummer Frage an.

„Wo ist Ihr Mann?" fragte Sergeant Pengowan.

Schüchtern blickte sie nach der Treppe zurück, und sie sahen Thalassa, der, wie in Beantwortung ihrer Frage, eben herunterkam. Er maß die Polizeibeamten mit wachsamem Blick. Barrant erwiderte diesen Blick und faßte den Mann fest ins Auge, dem Frau Pendletons Verdächtigung galt.

„Sie sind der Diener des verstorbenen Herrn Turold?" fragte er.

„Nennen Sie es so, wenn Sie mögen", war die Entgegnung. „Wer sind aber Sie?"

Barrant zeigte sich nicht geneigt, Auskunft zu geben. „Führen Sie uns hinauf", sagte er.

„Pengowan möchte erst von außen inspizieren", sagte Dawfield, doch Barrant stieg bereits die Treppe hinauf.

„Das mag er tun", rief er über die Schulter zurück, „ich gehe hinauf."

Oben am Treppenabsatz wartete er, bis Thalassa neben ihm stand.

„Welches sind Herrn Turolds Zimmer?" fragte er.

Thalassa deutete mit gestrecktem Arm in das ungewisse Düster des Flurs.

„Dort hinten", sagte er, „ganz rückwärts. Das Arbeitszimmer rechts, das Schlafzimmer gegenüber."

„Es ist gut, ich brauche Sie nicht weiter."

Des alten Mannes Augen wanderten langsam empor zum Antlitz des Detektivs, aber er blieb ruhig stehen.

„Haben Sie verstanden?" fragte Barrant scharf. „Sie können hinuntergehen."

Abermals suchten des anderen Augen sein Antlitz mit brütend beobachtendem Blick. Dann wandte er sich mürrisch, bewegte die Lippen, als formten sie unartikulierte Worte, und überließ es Barrant, seinen langsamen Abstieg zu verfolgen.

Erst als er nicht mehr in Sicht war, ging Barrant den Gang hinunter. Er wußte, warum er allein sein wollte.

Er kannte alle Einzelheiten, die Inspektor Dawfield und Sergeant Pengowan ihm mitgeteilt hatten, mit Ausnahme vom Geheimnis Robert Turolds, das Frau Pendleton Inspektor Dawfields vorenthalten hatte. Barrant hatte alles, was ihm wissenswert schien, aus zweiter Hand vernommen und zog nun vor, sich von seinem eigenen Eindruck und Beobachtungen leiten zu lassen.

Am Ende des langen Flurs angelangt, betrat er zuerst das Arbeitszimmer. Kreischend wich die zersplitterte Tür seinem Stoß und wies ihm das Innere des Raumes, in welchem Robert Turold vom Tode angefallen worden war. Barrant schloß die zerbrochene Tür hinter sich. Wenn überhaupt irgendwo, so war hier die Möglichkeit, auf etwas zu stoßen, das Licht in die Finsternis warf.

Verschwenderisch türmten sich Papiere, deckten den Tisch, füllten die Laden und Fächer rings in dem dumpfigen Raum. Turold war gestorben, wie er gelebt hatte, in seine Lebensarbeit vertieft. Ein Blatt war da mit der Überschrift „Die Linie der Turolds im Cornwall" und enthielt Anmerkungen über Robert Turolds bisherige Entdeckungen in diesem Land. Die Anmerkungen waren nicht abgeschlossen, endeten vielmehr jäh in der Mitte eines Satzes: „Es ist nötig, dies zu kläre — —"

Dies waren die letzten Worte, die der nun Verstorbene geschrieben hatte. Er hatte die Feder fortgeworfen, die nun neben dem Teppich lag, ohne das Worte „klären" zu Ende zu schreiben.

Der Anblick dieses unfertigen Blattes entflammte Barrants Phantasie, und er sah nachdenklich darauf nieder. War dies die Gebärde eines Mannes, der im Begriff stand, Selbstmord zu begehen? War anzunehmen, daß Robert Turold mitten in einem Satz, mitten in einem Wort, abgebrochen und sich erschossen hatte? Das wäre seltsam gewesen, doch Barrant wußte aus Erfahrung, daß es in bezug auf Selbstmörder keine sicheren Richtlinien gibt.

Jeder Selbstmord gehorcht seinem eigenen Gesetz. Barrant gab das willig zu. Doch es war nicht so leicht zuzugeben, daß ein Mann wie Robert Turold sein Leben in dem Augenblick vernichtet hatte, da er im Begriffe stand, den Gipfelpunkt von dieses Lebens Ehrgeiz zu erreichen.

Barrant verließ das Arbeitszimmer und betrat den gegenüberliegenden Raum, wo der Leichnam Robert Turolds ruhte. Es war sein Schlafzimmer, und er war auf das Bett gelegt worden.

Eingehend betrachtete Barrant die Leiche, dann ging er daran, die tödliche Wunde zu besehen. Dazu mußte er den Leichnam wenden. Dabei fiel ein Ärmel zurück und ließ den Arm bis zum Ellbogen frei. Barrant wollte ihn zurückstreifen, da fiel sein Blick auf einen schwärzlichen Fleck. Nun schob er den Anzug so, daß der Arm bis zur Schulter bloßlag. Da sah er vier schwache verfärbte Flecke knapp über dem Ellbogen.

Die Arme waren bis zum Ellbogen an den Körper gestrafft und dann über der Brust gekreuzt worden. Barrant ging an die andere Seite des Bettes, kniete an der Kante nieder und prüfte den Unterteil des Armes. Dort befand sich nur ein einzelner schwärzlicher Fleck.

Es war nicht mißzuverstehen. Die vier oberen Flecke rührten von Fingern her, der untere war ein Daumenabdruck. Jemand mußte des Mannes Arm mit furchtbarem Griff gefaßt haben, so daß die Spuren noch nach dem Tode sichtbar waren. Diese Entdeckung war wohl wichtig, doch konnte Barrant im Augenblick die Größe ihrer Tragweite nicht abschätzen. Es war augenscheinlich, daß jene Abdrücke nicht von Robert Turold selbst herrührten. Ihre Lage ließ die Vermutung auf einen linkshändigen Griff zu, wenn auch hier nur ein Experte für Fingerabdrücke dies endgültig feststellen konnte. Und es schien weit hergeholt, annehmen zu wollen, ein Mann habe seinen eigenen Arm so fest umspannt, daß Spuren zurückgeblieben seien. Die Bedeutsamkeit dieser Wahrnehmung wurde für Barrant durch die Erwägung abgeschwächt, es könnten jene Abdrücke von den Personen herrühren, die den Leichnam aus dem anderen Zimmer hierhergetragen hatten. Immerhin, hier lag ein Beweis für die Hinfälligkeit der Annahmen, die aus der Auffindung der Leiche in einem versperrten Zimmer mit Fenstern, die von außen nicht erreicht werden konnten, gefolgert worden waren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mason-Dixon-Fusion.

Skizze von Otto Schumann.

„Also, mein lieber Gannon, Sie sind jetzt im Bilde", schloß Buchanan, der bekannte Herausgeber des „Atlanta Evening Star", seine Ansprache an den vor ihm sitzenden jungen Reporter. „Um 12 Uhr findet die entscheidende Sitzung statt, in der über die Fusion zwischen Mason-Dixon und dem Southern Cotton Trust endgültig entschieden wird. Ich wünsche das Ergebnis auf alle Fälle um zwei Uhr zu wissen, wir müssen die Nachricht unbedingt vor der „Post" herausbringen. Also los, tun Sie Ihr Bestes. Sie wissen, was auf dem Spiele steht. Auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen, Mr. Buchanan!" Der junge Berichterstatter verließ das Zimmer. Seine Miene war nicht gerade heiter. So ein Wunsch ließ sich leicht aussprechen. Aber wie sollte er herausbekommen, was um 12 Uhr bei der großen Baumwollgesellschaft verhandelt wurde? Er kannte zwar Mason, den Präsidenten des Mason-Dixon-Cotton-Syndicate, von Ansehen, doch war es ihm klar, daß er von diesem Manne nicht ein Sterbenswörtchen erfahren würde. Und ebenso gut wußte er, daß sein Kollege Myers, der Berichterstatter der jungen, aufstrebenden „Georgia Post", über gute Beziehungen zu mehreren einflußreichen Herren des Syndikats verfügte. Sorgenvoll fuhr er mit dem Fahrstuhl nach unten. Er beschloß, den Löwen in seiner Höhle aufzusuchen, warf sich, unten angekommen, in einen Kraftwagen und fuhr zum Mason-Dixon-Building, wo die bedeutungsvolle Sitzung stattfinden sollte. Er hoffte, an Ort und Stelle etwas Wichtiges zu erfahren. Doch seine Befürchtungen erfüllten sich; es gelang ihm nicht, einen der Herren auch nur zu sehen, viel weniger zu sprechen; er wurde höflich, aber entschieden an die Luft gesetzt.

Entmutigt begab Gannon sich in ein gegenüber liegendes Drug-Store, um bei einem Eisgetränk über die weiteren Schritte nachzudenken. Aber ihm fiel nichts ein. Die Zeit verstrich. Schon schlug es 12 Uhr, die Sitzung begann. Gannon zermarterte sein Hirn, kein rettender Gedanke wollte sich einstellen. Drei Viertelstunden waren vergangen, als die Herren des Baumwollsyndikats wieder auf die Straße traten. Und weiß der Himmel! Da war auch sein Konkurrent Myers in lebhafter Unterhaltung mit einem der Herren, eifrig, Notizen auf ein Blatt kritzelnd. Kein Zweifel, er bekam das Resultat aus erster Hand. Heute abend würde die „Georgia Post" als einzige Zeitung die Nachricht bringen; und er, Gannon, wußte von nichts.

Jetzt steckte Myers den Schreibblock in die Tasche, verabschiedete sich von seinem Begleiter, bestieg einen Kraftwagen und fuhr in der Richtung auf das Gebäude der „Georgia Post" davon. Gannon blieb verzweifelt zurück. Da fuhr die kostbare Nachricht dahin, und es gab keine Möglichkeit, ihren Inhalt kennen zu lernen. Der junge Reporter brütete vor sich hin. Plötzlich kam ihm der erlösende Gedanke. Wenn das nicht half, dann half überhaupt nichts. Im Nu war er aufgesprungen, hatte gezahlt und sprang in ein Auto: „Zum „Evening Star"; so schnell wie möglich!" In wenigen Minuten war das Ziel erreicht. Gannon stürzte hinein. „Zur Druckerei!" rief er einem der Fahrstuhlführer, einem in blendendes Weiß gekleideten, hochgewachsenen Neger zu. Und im 12. Stock angelangt: „Jimmy, komm mit! Und besorge rasch etwas Druckerschwärze!" Das Verlangte war alsbald zur Stelle. „So, jetzt zieh rasch deine Kleider aus, wir tauschen!"

Der Neger war an allerhand Absonderlichkeiten seiner Zeitungsleute gewöhnt und gehorchte ohne Widerspruch. In wenigen Minuten hatte Gannon Gesicht, Arme und Hände schwarz gefärbt, den weißen Anzug angelegt, das ohnehin dunkle Haar unter der Mütze verborgen. Er warf einen Blick in den Spiegel und nickte befriedigt: Zur Not konnte er ganz gut für einen Neger durchgehen. Schon war er wieder unten und raste zum Gebäude des Konkurrenzblattes. Er hatte vor einem Jahre gelegentlich der Eröffnung an der Besichtigung teilgenommen und wußte somit einigermaßen im Innern Bescheid. Durch einen Nebeneingang gelangte er ungesehen hinein, fuhr zum neunten Stock hinauf, in dem sich die Setzerei befand, und betrat vorsichtig den großen Raum. Der war während der Mittagspause fast leer, nur ein schwarzer Setzergehilfe lehnte verschlafen an einem Fenster. Nahe der Tür stand ein Kleiderschrank. Gannon schlüpfte unbemerkt hinein und überlegte. Hier in diesem Raum mußte sich unbedingt die so eifrig gesuchte Nachricht befinden, vermutlich im Satz auf dem großen Setzertisch. Aber welche war es und wie konnte er daran kommen?

Da schnarrte das Haustelephon. Der Schwarze nahm den Hörer ab, lauschte und antwortete dann kurz: „Allright, Sir! Mason-Dixon-Southern Trust!", trat zum Setzertisch, nahm einen dort liegenden Korrekturabzug und schickte ihn durch den Aufzug nach oben. Gannon jubelte im Stillen. Das war die gesuchte Meldung; jetzt galt es nur, sie in die Hände zu bekommen. Auf dem Setzertisch lag kein weiterer Abzug. Sinnend starrte der junge Reporter vor sich hin, als sein Blick auf seinen weißen Anzug fiel. Da wußte er, was er zu tun hatte.

Plötzlich stürzte er aus dem Schranke hervor und begann vor dem überraschten Setzergehilfen unter fürchterlichen Grimassen eine Art Indianertanz. Der Schwarze, abergläubisch wie alle Neger, zweifelte keinen Augenblick, den Gottseibeiuns leibhaftig vor sich zu haben. Zitternd, das Gesicht in die Hände vergraben, verkroch er sich laut jammernd in eine Ecke. Schon war Gannon am Setzertisch. Ein Blick genügte, um ihn die in großen Buchstaben gesetzte Überschrift „Mason-Dixon-Fusion", auch im Negativ leicht kenntlich, zu zeigen. Das war das Gesuchte! Gannon kletterte auf den Tisch, ging tief in die Kniebeuge, daß der Hosenboden sich straff spannte, und drückte seine weiß bekleidete Kehrseite vorsichtig, aber energisch auf das wertvolle Satzstück. Ebenso vorsichtig erhob er sich wieder, dann ging es in rasender Eile nach draußen, nach unten und weiter zu seiner Zeitung. Hier stürmte er zur photographischen Abteilung, mit wenigen Worten war der Lichtbildner aufgeklärt. Gannon beugte sich tief nach vorn und ließ in dieser eigenartigen Stellung seinen wieder straff gespannten Hosenboden photographieren. Es dauerte kaum zehn Minuten, da war die Platte entwickelt, vergrößert, kopiert, und Gannon diktierte, das noch feuchte Lichtbild in der Hand, seinen Bericht in die Schreibmaschine. Um zwei Uhr verteilten bereits die Austräger brüllend die Extrablätter in den Straßen Atlantas, mehrere Stunden bevor die Abendausgabe der „Georgia Post" die gleiche Nachricht brachte.

Buchanan lachte Tränen, als er erfuhr, wie sein Blatt in den Besitz der Meldung gekommen war. Dann klopfte er seinen jungen Untergebenen auf die Schulter: „Das haben Sie gut gemacht, Gannon! Ich bin mit Ihnen zufrieden. Jetzt gehen Sie zur Kasse und lassen Sie sich 200 Dollars Gratifikation auszahlen."

Novellen Napoleons.

Wie wir seinerzeit berichteten, wurden in Kurnik in der Wojewodschaft Posen eine Anzahl wichtiger Napoleon-Manuskripte aufgefunden, darunter das Bruchstück einer von ihm verfaßten Novelle. Graf Titus Dzialynski hat sie vor hundert Jahren in Paris von Napoleons Leibarzt Antommarchi erworben und auf seinem Schlosse Kornik aufbewahrt. Die Manuskripte sind jetzt in einer Prachtausgabe veröffentlicht und zum Teil reproduziert worden. Über diese Veröffentlichung berichtet Stefan Zweig in der Zeitschrift „Philobiblon".

Napoleon — führt Zweig aus — schrieb nur sehr ungern mit eigener Hand, weil sie viel zu langsam seinen rapid vorspringenden Gedanken nachkam, und Manuskripte von ihm, ja sogar Briefe kennt man von dem Augenblick an, da er einem Sekretär oder Adjutanten diktieren konnte — etwa seit dem ägyptischen Feldzug — überhaupt nicht mehr. Auch die vorliegenden Dokumente entstammen dieser frühen Epoche, den Jahren 1793—95. Unter den Dokumenten stellt das Novellenfragment „Clisson et Eugenie" das unbedingte Kronstück dar. Es ist offenbar das einzig erhaltene poetische Fragment Napoleons. Zurückgestellt vom Kriegsdienst durch die Regierung, zurückgewiesen von der Familie der geliebten Eugenie Clary (der zukünftigen Gattin Bernadottes und Königin von Schweden), flüchtet der tatenlose Tatmensch in die Poesie und schreibt den Entwurf eines wertherisierenden Romans hin. Der Anfang schon ist Selbstporträt. Denn das Fragment beginnt mit den selbstbildnerischen Worten: „Clisson war für den Krieg geboren. Er las das Leben der großen Männer in einem Alter, wo andere Märchen lasen, und

überdachte die Prinzipien der kriegerischen Kunst zu einer Zeit, wo seine Altersgenossen noch zur Schule gingen." Dann schildert er, wie dieser große, harte Sieger enttäuscht wird am Ruhm und in dieser Enttäuschung zuerst auch Sinn für zärtlichere Regungen gewinnt, wie er entdeckt, daß es „auch andere Gefühle als die des Krieges, andere Neigungen als die der Zerstörung gibt." Auch der Ausgang des nie ausgeführten Romans, der Tod auf dem Schlachtfeld, fern von der Geliebten, ist mit ein paar kühnen Strichen schon vorausgezeichnet. Es ist erstaunlich, daß Napoleon dieses selbstverräterische Dokument seiner Jugend nicht mit so vielen anderen vernichtet hat, denn es zeigt eine Tiefe der Verzweiflung, eine Lebensmüdigkeit, wie man sie nur aus einigen Briefen an seinen Bruder und vielleicht noch aus einem an Josephine kennt.

Die anderen reproduzierten Dokumente sind meist militärischer Art, das interessanteste darunter jener Entwurf für die türkische Artilleriemission, von Napoleon selbst geschrieben, der beweist, daß General Bonaparte die Absicht hatte, ein Kommando bei der türkischen Armee anzunehmen — eine Tatsache, die er, man weiß nicht weshalb, auf St. Helena erbittert abgeleugnet hat. Aber hier liegt der Beweis seiner eigenen Handschrift unwiderleglich vor — dieser nach Zweigs Worten fliehenden, unruhigen, in Ungeduld sich immer überjagenden (und infolgedessen fast unentzifferbaren) Schrift.

Selbstbewußtsein.

Der amerikanische Maler Whistler stieß mit allen Leuten zusammen, mit denen er auch nur von ferne in Berührung kam. Man nante ihn anmaßend, und gewiß mit Recht; hätte er wohl sonst ein Buch veröffentlicht mit dem schönen Titel: „Die artige Kunst, sich Feinde zu machen?"

Aber davon soll hier nicht die Rede sein, sondern:

Whistler war in einer Gesellschaft, wo über das Problem der Vererbung scharf debattiert wurde. Man konnte und konte sich nicht einigen, am wenigsten über die Frage, ob wohl auch das Genie vererblich sei. Eine Dame wandte sich schließlich an den großen Künstler, der bisher schweigend dabei gesessen hatte: „Sagen Sie uns doch, Herr Whistler, ist Genie vererblich oder nicht?"

Whistler blickte gelassen auf: „Ich weiß nicht, genädige Frau, ich habe keine Kinder."



Bunte Chronik



* **Bomben gegen Radio.** Bombenattentate scheinen gegenwärtig die große Mode zu sein, aber es sind durchaus nicht immer politische Anlässe, die ihnen zugrundeliegen. Das Motiv des Bombenanschlages, welchen ein geachteter Newyorker Kaufmann verübte, hat jedenfalls den Anspruch auf Originalität, denn das Attentat war auf das Haus gerichtet, in dem er selber wohnte. Es ist zum Glück vereitelt worden, weil ein Bewohner des fraglichen Hauses zeitiger als erwartet nach Hause kam und das Ticken der Höllenmaschine im Hausflur hörte. Aber immerhin haben sämtliche Familien in dem großen Mietshause in ernster Lebensgefahr geschwebt. — Und was war der Grund für diese so ungewöhnliche Tat eines im übrigen durchaus rechtlichen und ordnungsliebenden Mannes? Der Angeklagte Roberte Ferrari, ein in Amerika naturalisierter Italiener, gab den Richtern mit der Lebhaftigkeit seines südlichen Temperamentes Auskunft darüber. Es ist das Radio, diese vielgepriesene, vielgebrauchte (und mißbrauchte) und vielgehaßte Erfindung der Neuzeit, welches ihn, wie er sagt, zu diesem Verzweiflungsschritt getrieben hat. „Stellen Sie sich vor, meine Herren Richter," so erklärte er, „wie es einem überarbeiteten, abgehetzten und nervösen Manne zumute ist, wenn er niemals und zu keiner Tages- und Nachtzeit in seinen eigenen vier Wänden Ruhe finden kann, weil die Mieter unter, über und neben ihm sämtlich begeisterte Radiobesitzer sind und ihre Apparate mit Lautsprecher versehen haben! Der Nachbar rechts von mir fängt schon im Morgengrauen an, gymnastische Übungen nach der Musik des Radios zu machen, der von links hört als frommer Mann jeden Morgen früh um sieben die Funk-Morgenandacht, die gewöhnlich mit einem Posaunenchor begonnen oder beendet wird. Und so geht es Tag und Nacht weiter; es ist unmöglich, zu lesen oder geistig zu arbeiten, wenn durch die Wände und Decken gleichzeitig Bruchstücke von Opern, Varietévorstellungen, Jazzmusik, Vorträgen und Sportveranstaltungen dringen. Und es ist noch unmöglicher, in diesem Tohuwabohu Schlaf zu finden. Der Verkehrslärm der Straßen ist schon schlimm genug, aber an ihn kann man sich gewöhnen. Siebenundzwanzig Radioapparate in einem Hause aber, das ist eine moderne Hölle! Sie müssen wissen, dies ist nun schon das zehnte Haus, welches ich bewohne, und überall traf ich die gleiche Kalamität an. Ich habe Eingaben über Eingaben an die Regierung gemacht, um ein Verbot für Lautsprecher wenigstens während der Nachtstunden zu erreichen, ich habe Prozesse und Schadenersatzklagen geführt — alles vergeblich. Jetzt bin ich dem Wahnsinn nahe, und um mich zu retten, habe ich den Entschluß gefaßt, alle Radioapparate zu vernichten, die ich vernichten kann, und sollte ich dabei selber mit zugrunde gehen!" Das Gericht nahm eine vorübergehende Geistesstörung des Angeklagten als erwiesen an und sah von einer Bestrafung ab, zumal ja kein Schaden entstanden war. Aber die Sympathieäußerungen seiner Leidensgenossen waren so zahlreich, daß die Regierung jetzt ernstlich ein Lautsprecherverbot erwägt.

•

* **Der Mann mit den vier Frauen.** Herr Alphonse Gautier, aus Rouen war seines Zeichens Geschäftsreisender und in dieser Eigenschaft für die Firma, der er seine bewährten Kräfte widmete, viel in ganz Frankreich unterwegs. Er verdiente nicht nur gut, sondern er mußte auch mit dem verdienten haushalten, war solide und sparsam, so recht das Bild eines treusorgenden, ordnungs- und friedliebenden Hausvaters. Vor kurzem nun geschah es, daß Herr Gautier in ein Eisenbahnunglück mit verwickelt wurde. Er befand sich unter den Verletzten und wurde mit anderen Verunglückten in ein Pariser Krankenhaus eingeliefert, wo er einige Tage bewußtlos danieder lag. Aus den Geschäftspapieren, die man bei ihm fand, ermittelte man seine Verbindung mit der angesehenen Pariser Firma und stellte mit deren Hilfe seine Identität fest. So kam denn auch sein Name in die Zeitungen, und es war nur natürlich, daß sich alsbald mit allen Anzeichen des Schreckens Madame Gautier einfand, um ihren verletzten Gatten zu besuchen. Man gestattete ihr auch ohne weiteres den Zutritt zu dem Kranken, und da sein Zustand sich erfreulich besserte, konnte sie beruhigt wieder abreisen. Wer beschreibt nun die Überraschung der Hospitalverwaltung, als am nächsten Taoe wiederum eine Madame Gautier — diesmal aus Marseille — auftauchte, um ihren Gatten, von dessen Unglücksfall sie gelesen hatte, zu besuchen? Aber damit hatten die Überraschungen noch kein Ende, denn wenige Tage später erschienen noch zwei weitere Damen auf der Bildfläche, die Anspruch darauf erhoben, Madame Gautier zu heißen und die diese Ansprüche durch mit Entrüstung vorgezeigte, unzweifelhaft echte Trauungsausweise erhärteten. Es ergab sich endlich, daß Herr Gautier nicht nur geschäftlich sein Vaterland sozusagen in vier Bezirke eingeteilt hatte, sondern auch privatim. Er hatte in jedem diesre Bezirke eine nette kleine Ehefrau zu sitzen und brauchte so während seiner oft monatelangen Abwesenheit von seinem „Stammhause" in Rouen gleichwohl die behagliche Häuslichkeit nicht zu entbehren, da er in diesem Falle die teuren Hotelkosten sparte und sich bei einer seiner Vertretungsgattinnen einquartierte. Wenn das Eisenbahnunglück nicht gekommen wäre, so hätte höchstwahrscheinlich keine der vier Frauen von der Existenz ihrer „Teilhaberinnen" etwas erfahren. Herr Gautier wird sich nun, wenn er wiederhergestellt ist, wegen Bigamie zu verantworten haben, aber es gibt viele Stimmen, namentlich unter den Männern, welche für seine Freisprechung plädieren und ihn sogar wegen des bewiesenen Mutes belobigt sehen wollen. Eine Frau zu haben, so meinen sie, dazu gehört schon etwas — aber sich freiwillig zu gleicher Zeit vier Ehefrauen aufzuhalsen, — das macht ihm so leicht keiner nach!

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.